

Sonntagsblatt

der Rheinischen Volkszeitung

Verantwortlich: Julius Cienne-Wiesbaden / Druck und Verlag von Hermann Rauch, Wiesbaden / Nachdruck aller Artikel verboten.

Nummer 8

Wiesbaden, den 18. Januar 1920

33. Jahrgang

Sirchl. Wochenkalender

Sonntag, 18. Januar:
Petri Apostel
Montag, 19. Januar:
Genas
Dienstag, 20. Januar:
Sebastian
Mittwoch, 21. Januar:
Agnes, Jungfrau
Donnerstag, 22. Jan.:
Benedikt
Freitag, 23. Januar:
Maria Verkündigung
Samstag, 24. Januar:
Thimotheus

Zweiter Sonntag nach dem Feste der hl. drei Könige.

Evangelium des hl. Johannes 2, 1-11.

In jener Zeit ward eine Hochzeit gehalten zu Kana in Galliläa, und die Mutter Jesus war dabei. Auch Jesus und seine Jünger waren zur Hochzeit geladen. Und als es an Wein gebrach, sagte die Mutter Jesus zu ihm: „Sie haben keinen Wein!“ Jesus aber sprach zu ihr: „Frau Mutter, was ist mir und dir? Meine Stunde ist noch nicht gekommen.“ Da sagte seine Mutter zu den Dienern: „Was er euch sagt, das tuet.“ Es standen aber dafelbst sechs kleine Wasserkrüge zu den bei den Juden üblichen Reinigungen, wovon ein jeder zwei bis drei Maß hielt. Jesus sprach zu ihnen: „Füllet

die Krüge mit Wasser!“ Und sie füllten sie bis oben. Und Jesus sprach zu ihnen: „Schöpfet nun und bringet es dem Speisemeister!“ Und sie brachten's ihm. Als aber der Speisemeister das Wasser kostete, welches zu Wein geworden war, und nicht wußte, woher das wäre (die Diener, welche das Wasser geschöpft hatten, wußten es), rief der Speisemeister den Bräutigam und sprach zu ihm: „Jedermann setzt zuerst den guten Wein auf, und dann, wenn sie genug getrunken haben, den geringeren; du aber hast den guten Wein bis jetzt aufbewahrt. Diesen Anfang der Wunder machte Jesus zu Kana in Galliläa: und er offenbarte seine Herrlichkeit, und seine Jünger glaubten an ihn.

Echte und unechte Freude

Ist Christus ein Feind der Freude und der Geselligkeit gewesen? Seine erste Tat beim Beginne seiner öffentlichen Tätigkeit zeigt das Gegenteil. Er wird zusammen mit seiner Mutter und seinen Jüngern zu einer Hochzeit eingeladen, nimmt die Einladung an und beteiligt sich an den Freuden der Tafel. Auch später lesen wir im Evangelium, daß der Herr die Einladung zu einer Mahlzeit bei vornehmen Juden nicht ausgeschlagen habe, nicht um der besseren Mahlzeit wegen, sondern um diese Gelegenheit zu benutzen, Gutes anzuregen und zu fördern. Freude und Geselligkeit ist ihm nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck.

Das ist auch der Standpunkt, den der Christ einzunehmen hat. Dabei sollen wir uns mehr an die Freuden halten, die den jenseitigen Freuden am nächsten kommen.

1. Die rein irdischen Freuden werden niemals ganz rein und unvermischt genossen. Immer ist ein Körnchen Bitterkeit dabei. Bei den Freuden, die in Reichtum, Ehre und Vergnügen ihre Quellen haben, leuchtet das ohne weiteres ein. Die Freuden dieser Art erregen auf die Dauer Ekel, Neberdruß und Abneigung, untergraben die Gesundheit und führen zu Lebensübeln und Verzweiflung. Laßt uns hier die Erfahrung eines Mannes hören, der alles, was ihm an irdischen Freuden geboten werden konnte, genossen hat. Dabei ist zu bedenken, daß König Salomon kein roher ungebildeter Genußmensch war, sondern mit höchster Weisheit und Herzensbildung begabt war, so daß seinesgleichen auf Erden nicht mehr gefunden ward. Er kommt zu folgendem Ergebnis: „Ich unternahm große Werke, baute mir Häuser und pflanzte mir Weinberge, legte Lust- und Baumgärten mir an und pflanzte darin Bäume von allerlei Art. Ich machte mir Wasserläufe, um den Wald der grünen Bäume zu bewässern. Ich hatte Knechte und Mägde und viele Hausgeborene, auch Kinder und große Schafherden, mehr als alle, die vor mir waren in Jerusalem. Ich sammelte mir Schätze von Silber und Gold und die Schätze der Könige und Länder. Ich schaffte mir Sänger und Sängerinnen an, und die Lust der Menschenkinder, Weiber und Weiber, die da dienen zum Weinschenken. Ich übertraf an Gütern alle, die vor mir in Jerusalem

waren, und auch die Weisheit blieb bei mir. Und alles, was meine Augen verlangten, versagte ich ihnen nicht, und ich wehrte meinem Herzen nicht, alle Lust zu genießen und sich zu freuen an dem, was ich zubereitet hatte, und für meinen Teil hielt ich, die Früchte meiner

sagen, die philosophischen Freuden nötigen ihn zu ähnlichem Geständnis: „Da wandte ich meinen Blick weiter auf Weisheit, auf Ertum und Torheit. Doch was ist, sage ich, der Mensch, daß er dem Könige, seinem Schöpfer, folgen könnte? Ich sah zwar, daß der Vorzug der Weisheit vor der Torheit sei, wie der Unterschied des Lichtes vor der Finsternis, daß der Weise die Augen in seinem Kopfe habe, der Tor im Finstern wandle. Aber ich lernte doch auch, daß des einen und des andern Ende gleich sei. Und ich sprach in meinem Herzen: Wenn mein und des Toren Ende gleich sein wird, was nützt es mir, größere Mühe auf die Weisheit zu verwenden? So sprach ich in meinem Geiste und merkte, daß auch das eitel sei. Denn man gedenket des Weisen so wenig ewig wie des Toren, und die Zukunft bringt alles auf gleiche Weise in Vergessenheit. Es stirbt der Gelehrte gleich wie der Ungelehrte. Darum verdroß mich mein Leben, da ich sah, daß alles äbel sei unter der Sonne und alles Eitelkeit und Geistesplage.“ (Pred. 2, 4-17.) Alle zwölf Kapitel dieses salomonischen Buches predigen die Wahrheit von der Vergänglichkeit und dem Wechsel aller irdischen Dinge, überhaupt daß alles irdische Mühen und Treiben der Menschen, Herz und Verstand zu Ruhe zu bringen und das wahre Glück zu verschaffen, fruchtlos und eitel sei. Nur das eine bringt Ruhe und Frieden: Fürchte Gott und halte seine Gebote, denn das macht den Menschen vollkommen. Und alles, was geschieht, es sei gut oder böse, wird Gott ins Gericht bringen.

Wie schwer ist es dem Menschen, Maß zu halten, auch in erlaubten Freuden! Denken wir nur an die Sonntagserholung unserer heutigen Welt. Wieviele Männer, die einen wirklichen Anspruch auf ehrbare Erholung haben, und denen jeder in der Familie diese Erholung gönnt, überschreiten dieses Maß, bringen Unfrieden und Zerwürfniß in die Familie und schädigen aufs empfindlichste den Familiensinn.

Was sich jetzt „Anspruch auf ehrbare Erholung nach den furchtbaren Entbehrungen des Krieges“ nennt, ist, wie man leider sagen muß, vielfach ein Verhängnis für viele Ausschreitungen und maßlose, aller Gestalt ohne zurechnende Beranlagungssucht. Die Beranlagungssucht in Stadt und Land hat berei-

Das neue Jahr

Aufgeschaut! Was willst du klagen?
Neues Jahr ist neuer Segen,
In Verlängerung deiner Wallfahrt,
In ein Licht auf deinen Wegen!

Aufgeschaut! Was willst du ruhen?
Neues Jahr will neue Taten,
Neue Arbeit wird gefordert,
Streuen sollst du neue Saaten!

Aufgeschaut! Was willst du fliehen?
Neues Jahr bringt neue Sorgen,
Aber dennoch ist der fromme
Stark und tren in Gott geborgen!

Aufgeschaut! Was willst du murren?
Neues Jahr bringt neues Hoffen,
Deinem Leben steht der Hasen
Einer heil'gen Zukunft offen!

Segen, Taten, Sorgen, Hoffen,
Sieh, das ist der Strauß der Tage;
Aber Eins mußt du bereiten,
Eins mit jedem Glockenschlage:

Und das Eine ist die Tugend;
Sie nur mußt den Strauß umwinden,
Und auf Erden wirst du viel s,
Ueber Sternen — alles finden!

Ludwig Warkert

Mühe zu genießen. Wenn ich mich aber wandte zu allen Werken, die meine Hände gemacht hatten, und zu den Arbeiten, worin ich vergeblich mich bemüht, da sah ich in allen Eitelkeit und Geistesplage und daß nichts von Dauer ist unter der Sonne.“ Die Höheren, ich möchte

so weite Kreise erfasst und in ihren Taumel gezogen, daß die deutlichen Bischöfe sich in ihren Hirtenbriefen damit befaßt haben und neuerdings sogar der Heilige Vater an die Bischöfe Europas sich gewandt hat, dafür einzutreten, daß christliche Sitte und christlicher Anstand gewahrt bleibe.

Hier bleibt den katholischen Vereinen in Stadt und Land ein dankbares Gebiet, den Sinn für echte christliche Freude und Geselligkeit zu wecken und zu fördern. Alle Laien, die in diesem Stücke ihrem Seelsorger hilfreiche Hand leisten und ihre Kenntnisse, z. B. musikalische Fertigkeiten, in diesen christlichen Dienst stellen, verdienen sich einen Himmelslohn. Das Recht des Menschen auf Freude, auf echte, unverfälschte, reine Freude in die richtige Bahn zu leiten und vor Irrungen zu bewahren, ist die Pflicht aller, die Einfluß auf das Volk haben, und gehört zu den Dingen, die notwendig sind zum Wiederaufbau unserer Kultur.

2. Damit haben wir schon jene Freuden gestreift, zu denen wir uns wenden sollen, weil sie reiner, edler sind und weniger Erdgeschmack haben. Es gibt Unterschiede in der Art der Freuden. Tanzen, Genuß von alkoholischen Getränken z. B. ist ganz anderer Art als die Anhörung eines schönen Musikstückes oder der Besuch eines erhabenden Schauspielers. Und so gibt es noch viele Abstufungen. Die materiellen Genüsse sind den geistigen Genüssen untergeordnet. Die geistigen sind also den materiellen vorzuziehen und zu erstreben. In einem Jünglingsverein z. B. wird der Präses darauf hinarbeiten, daß seine Jungen zur Erkenntnis kommen: Ein schöner Spaziergang, ein Schachspiel oder sonst ein Gesellschaftsspiel ist etwas wertvolleres als im Wirtshaus sitzen, Alkohol zu sich führen und eine Zigarette nach der anderen rauchen. Ebenso muß die Ansicht vorherrschen, daß der Mensch nicht zum Essen und Trinken da ist, sondern noch andere höhere Güter erwerben soll, sich seinen Charakter stärken, Widerstand leisten gegen die verderblichen Einflüsse einer schlechten, gottlosen und sittenlosen Umgebung, weil er schauen in die Zukunft und auch die ewige jenseitige Zukunft im Auge haben und sein ganzes Leben danach einrichten, also ein Verhältnis zu Gott stets friedlich und freundschaftlich gestalten, alles tun, um das Wohlgefallen Gottes zu erwerben, alles von sich fern halten, wovon wir wissen, daß es Gott nicht gern sieht oder daß er es streng verboten hat. Diese Ziele fest erfassen, sich ganz zu eigen machen und mit allen Fasern der Seele erstreben, das bietet wahre, echte Freude. Das ist die Freude, die den Heiligen leuchtete, die sie froh und fröhlich machte mitten in den schwersten Bedrängnissen. Diese heilige Freude nötigte den hl. Basilius zu dem Geständnis: „Erfüllt bin ich mit Trost, übervoll von Freude bei all unserer Trübsal.“ (2. Cor. 7, 4). Und der hl. Franziskus Xavierius, dessen letzte zehn Lebensjahre ein fortgesetztes Martyrium waren wegen der unmenschlichen Strapazen seines Missionslebens, brach in den Ruf aus: „Verr, nicht mehr, nicht mehr!“ So sehr fühlte er sich in seinem Berufsleben durch die göttliche Gnade getröstet.

Die reinste Freude, die der himmlischen am nächsten kommt, ist die Freude im Besitz Gottes und im Genuße Gottes in der hl. Eucharistie. Hier ist jede Sinnlichkeit abgestreift, nur die höhere Seite unserer Seele wird berührt, die rein geistige Seite hat Anteil. Wenn die Welt von heute die sinnlichen Genüsse so über die Massen sucht, dann wollen wir an den geistigen Gefallen haben. Und wo in einer Familie ein Glied der Familie sich den sinnlichen Genüssen zugewandt hat, da soll ein anderes Familienglied Ersatz dafür leisten und sich um so enger an den anschließen, der die Freude in ihrer heiligen Unversehrtheit bietet, Jesus im Sakramente der hl. Kommunion. Die öftere hl. Kommunion ist das Beste Gegengift gegen die Vergnügensucht, denn die heilige Speise an der Kommunionbannt tötet alles, was nach den irdischen Erdenreuben zieht, und läßt nur Geschmack an den echten

Der hl. Felix von Nola, Priester

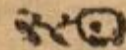
19. Januar

Nola, nahe bei Neapel, war die Heimat des Heiligen. Das väterliche Erbe verteilte er fast ganz unter die Armen, damit er der Fahne Christi um so mutiger und ungeteilter folgen konnte. Während der Christenverfolgung unter Decius stand er dem heiligen Bischofe Maximus, der sein Onkel war, in der Wahrnehmung der Seelsorge erfolgreich bei. Er veranlaßte den Bischof, sich verborgen zu halten. Er selber übernahm unterdessen die Vertretung. Bischof Maximus wurde gesucht, aber von den Häschern nicht gefunden. Aus Jorn schleppten sie Felix vor Gericht, geißelten ihn mit Ruten und warfen ihn ins Gefängnis. Allein in der Nacht erschien ein Engel und befreite ihn wie einst den hl. Petrus. Zugleich bedeutete ihm der Engel, sofort ins Gebirge zu eilen und dem im Elend lebenden Maximus Hilfe zu bringen. Sofort machte sich Felix auf und fand seinen geliebten Bischof in größter Verlassenheit und dem Tode nahe. Durch seine treue Pflege genas Maximus. Eine fromme Matrone vollendete die Pflege, so daß der Bischof seiner Herde wiedergehenkt werden konnte.

Unterdessen hatte die Verfolgung etwas ausgetobt. Felix wagte sich hervor, um der Gemeinde Trost und Hilfe zu bringen. Als die Heiden ihn gewahr wurden, stürmten sie seine Wohnung, um ihn zu ergreifen. Allein Gott hatte ihre Augen mit Blindheit geschlagen, daß sie ihn nicht erkannten. Felix verbarg sich in einer Ruine, wo eine christliche Frau ihm den nötigen Unterhalt brachte. Nach sechs Wochen verließ er sein Versteck, da unterdessen der Friede wiedergekehrt war.

Sein väterliches Erbe war ihm geraubt worden. Er konnte es kraft kaiserlicher Verordnung ersetzt bekommen, aber er verzichtete darauf, indem er sagte: „Nicht alles, was mir erlaubt ist, ist mir auch nützlich. Was ich um des christlichen Glaubensbekenntnisses willen verlieren, nehme ich nicht mehr zurück. Das Verlangen nach den irdischen Gütern, die ich um der himmlischen willen schon lange gering geschätzt habe, soll mein Herz nicht mehr beunruhigen. Warum sollte ich nicht gerne in Armut dem armen Jesus nachfolgen, damit mir die ewigen Güter desto reichlicher zukommen? Ich hoffe mit Zuversicht, daß Gott, der mich aus dem Kerker befreit und im Versteck erhalten hat, auch fernerein für mich sorgen wird.“

Sind das nicht wahrhaft goldene Worte der Zuversicht und des heiligen Vertrauens auf Gottes Güte und Vorsehung?



Das Wohlgebet an Maria

Im Jahre 1586 wurde angehehener und frommer Eltern zu Parma in Italien ein Knäblein geboren. Es bekam in der heiligen Taufe den Namen Nikolaus, sein Familienname war Zuchi. Schon im zarten Alter trug er außerordentliche Andacht zur lieben Mutter Gottes; in seinem zwölften Lebensjahre schrieb er mit seinem Blute eine feierliche Eingabe an Maria und übergab ihr seine Seele und seinen Leib und seine ganze Person und bat sie dann, weil er jetzt ihr Eigentum sei und ganz ihr angehöre, so sollte sie auch für ihn Sorge tragen, ihn schützen und verteidigen wie ihr Eigentum. Die Mutter Gottes nahm diese Schenkung an und lohnte sie mit der größten Gnade. Nikolaus hat in seinem späteren Leben selber von diesem Lohn erzählt und gesagt: „Ich habe meine Seele zeitweilig nie mit einer Sünde der Unreinigkeit beledet und schulde dies dem Schutze der allerseligsten Jungfrau, der ich mich von Kind auf gewidmet habe.“

In einem Alter von 16 Jahren trat er in den Orden der Gesellschaft Jesu, lebte sehr heilig und wurde ein berühmter Prediger. Er hat viele, welche jahrelang in schweren Gewohnheitsünden gelebt haben, von denselben

befreit und zu besserem Leben geführt. Das Mittel, das er hierzu gebrauchte, war die folgende kleine Andachtsübung zur lieben Mutter Gottes, die er seinen Beichtkindern zum Wuse aufgab, und worüber er oft zu predigen pflegte.

Man betet nämlich morgens und abends den englischen Gruß und darauf die kurze Anrufung:

„O meine Gebieterin, o meine Mutter! Ich schenke mich dir ganz, und zum Beweise meiner Andacht weihe ich dir heute meine Augen, meine Ohren, meinen Mund, mein Herz und meine ganze Person. Und weil ich dein bin, o gute Mutter, so bewahre mich, verteidige mich als dein Gut und dein Eigentum.“

Zurzeit der Versuchung betet man:

„O meine Gebieterin, o meine Mutter, gedenke, daß ich dein bin, bewahre mich, verteidige mich als dein Gut und Eigentum.“

Das Vertrauen, welches Vater Zuchi auf dieses Gebet setzte, ist durch vielfache Gnaden gerechtfertigt worden. Wir wollen da einiges davon erzählen:

1. Ein junger Mann aus angesehenen Familie kam aus weiter Ferne nach Rom. Infolge einer Predigt des Vater Zuchi stellte er sich demselben vor und schilderte ihm den traurigen Zustand seiner Seele: er hatte sich nämlich lasterhafte Gewohnheiten angeeignet und erklärte, daß er trotz dem Verlangen, sein Leben zu ändern, den Mut nicht fähle, die Bande zu zerreißen. „Das wird das Werk der Gnade sein“, sagte ihm der Vater, „kommen Sie nur wieder zu mir, wenn Sie das Unglück haben sollten, rückfällig zu werden; ich werde Sie immer mit Freuden empfangen.“ Der junge Mann, ermuntert durch die Liebe des Vaters, kehrte mehrere Male zurück; doch war keine Besserung bemerkbar. Endlich eines Tages, als sich der Unglückliche desselben Fehlers anklagte, sagte ihm der Vater: „Mein Sohn, zum Heile Ihrer Seele will ich Ihnen die allerheiligste Jungfrau Maria zur Königin und Mutter geben. Wenn Sie es annehmen und sich als ihr Diener und Kind zeigen, hoffe ich, daß Ihnen die nötige Hilfe gegeben wird, dem Teufel zu entinnen. Als Zeichen Ihrer Annahme bitte ich Sie nur um dies eine: des Morgens beim Aufstehen beten Sie ein Ave Maria zu Ehren ihrer unbesleckten Jungfräulichkeit; dann fügen Sie hinzu: „O meine Gebieterin! o meine Mutter! Ich schenke mich usw.“ Des Abends wiederholen Sie dasselbe Gebet und lassen dreimal den Boden. Wenn unter Tags oder während der Nacht der Teufel Sie zu irgend einer bösen Tat versucht, beten Sie sofort: „O meine Gebieterin, o meine Mutter! gedenke usw.“

Der junge Mann, hocherfreut, ein so leichtes Mittel für sein Uebel gefunden zu haben, versprach dem Vater, alles zu tun, und erfüllte an demselben Abend sein Versprechen. Einige Tage darauf verließ seine Familie Rom; er mußte ihr folgen. Vor seiner Abreise besuchte er den Vater, um seinen Segen zu empfangen und sein Versprechen vor ihm zu erneuern.

Vier Jahre nachher kehrte er nach Rom zurück; er eilte zum Vater Zuchi und beichtete. „Es schien mir“, sagte der Vater, der den Fall erzählte, „als hörte ich die Beichte eines Heiligen. Erkannt über eine so merkwürdige Umwandlung, fragte ich ihn, wie denn dieses Wunder vor sich gegangen wäre.“ — „Vater“, sagte er, „ich verdanke meine Befreiung dem kleinen Gebeten, das Sie mich gelehrt haben. Ich habe nie unterlassen, es abends und morgens zu verrichten, und wenn ich von einer Versuchung überfallen wurde, rief ich Ihrem Rate gemäß, Maria zu Hilfe, und dank ihrem Beistande bin ich nie unterlegen.“ — Er gestattete auch dem Vater, diese Gnade weiter zu erzählen, damit auch andere aus diesem Gebete Nutzen schöpfen.

2. Als Vater Zuchi diese Begebenheit in einer Predigt erwähnt, entschloß sich ein junger Mann, den ein falscher Freund in seine eigenen Ausschweifungen mit hineingezogen hatte, sein Leben zu ändern. Er brach mit seinem unglücklichen Mitschuldigen den Umgang ab und unterzog sich den ihm von dem Vater gegebenen geistlichen Übungen. Die Heilung gelang

Schnell vor sich, und bald wurde er eben so eifrig im Gebete, als er es in der Sünde gewesen. Sechs Monate waren seit seiner glücklichen Rückkehr verfloßen, als der Teufel seiner Tugend eine Schlinge legte, die er ohne den mächtigen Schutz Mariens nicht vermeiden hätte. Der Geist der Lüge trieb ihn unter dem Vorwande des Eifers an, seinen früheren Freund aufzusuchen und die vormalige Freundschaft wieder anzuknüpfen, um ihn auf den guten Weg zurückzuführen. Getäuscht von diesen lügenhaften Vorwiegungen geht der junge Mann eines Abends dem Hause seines falschen Freundes zu; schon öffnete er die Thür, als er eine innere Stimme vernahm, die ihm lebhaft zuredete, nicht hineinzugehen. Da erinnerte er sich des Rates, den ihm der Vater gegeben, und betete: „O meine Gebieterin u. s. w.“ und kaum hatte er das Gebet beendigt, als eine Hand seinen Arm ergriff, ihn auf die Straße zog und ihn bis zu seiner Wohnung zurückführte. Als der junge Mann dort wieder zu sich kam, sah er sich nach seinem Führer um; er war aber verschwunden.

3. Eine fromme Mutter hatte einen Sohn, der kaum noch dem Knabenalter entwachsen und schlechten Gewohnheiten ergeben war. Sie kam eines Tages zum Vater, um ihm den Kummer ihres Herzens zu schildern. Der Vater ersuchte sie, daß sie ihm ihren Sohn schiden möchte. Dieser, geschmeichelt durch die Einladung des berühmten Predigers, beklagte sich bei demselben zu erscheinen. Die Liebe und herzliche Freundschaft des Vaters hatten bald das Herz des Kindes gewonnen; er versprach, alle Tage das Gebet „O meine Gebieterin“ gewissenhaft zu verrichten. Als einige Jahre darauf der Vater Juchti in diese Stadt zurückkehrte, eilte die fromme Mutter zu ihm, und weinend vor Freuden sagte sie: „Ach, Vater, welcher großen Dank schulde ich der allerheiligsten Jungfrau Maria und Ihnen; aus einem Teufel, der mein Sohn war, haben Sie einen Engel gemacht.“

Das Gebet „O meine Gebieterin“ hörte nicht auf, in Italien Früchte zu tragen. Ein gelehrter und frommer Priester von Neapel schrieb seinem ehrwürdigen Bischof von Piemont im Oktober 1846: „Derjenige, der die Ehre hat, an Sie diese Zeilen zu richten, läßt seit fünf Jahren eine Andacht zu Ehren der allerheiligsten Jungfrau. Ich habe sie beim Geschichtsschreiber Barozzi gefunden. Es fehlt mir an Worten, um alle Gnaden zu schildern, die ich dieser kleinen, der Jungfrau Maria erwiesenen Verehrung schulde. Ich beschwöre Sie daher, eine neue Auflage desselben zu gestatten und es unter die jungen Leute vertreiben zu lassen, deren geistiges Wohl es besonders bezweckt; und ich scheue mich nicht, Euer Hoheit zu versichern, daß Sie in kurzer Zeit die ungewöhnlichen Wirkungen desselben wahrnehmen werden.“



Der Rosenkranz, das Brevier des Musikers

In der Klosterkirche der Franziskaner war großes Fest. Es war der Tag ihres Stifteres, des hl. Franz von Assisi, der feierlich begangen wurde. Kirche und Kloster lagen in einer Vorstadt Wiens und unter den Andächtigen befanden sich nicht wenige, die aus der Hauptstadt hergekommen waren, die Predigt des Vater Markus zu hören und sich an dem herrlichen Gesang des Knabenchors zu erbauen, den die Mönche leiteten. Zumal befand sich unter den Sängern einer, dessen Stimme so wunderbar zu Herzen drang, daß er die Hörer oft zu Tränen der Andacht rührte. Wenn seine Stimme allein durch den geweihten Raum scholl, bald in heiliger Begeisterung anschwellend, dann wieder leise und leiser in Andacht verklingend, herrschte lau'lose Stille, und die frommen Worte senkten sich tief in die Herzen. Für den heutigen Tag hatte Vater Petrus, sein Lehrer, ihm ein Lied einzuläut, womit er besonders seinen Mitbrüdern im Kloster eine

Freude zu machen gedachte. Er hatte das Gebet, welches der hl. Franziskus taglich zu beten pflegte, in Musik gesetzt und sein Schüler sollte es am Schluß der Andacht von der Orgel herab singen. Er selbst wollte die Begleitung dazu spielen. „Lege dein ganzes Herz hinein, Christoph“, sagte er, da der feierliche Augenblick gekommen war, „damit frommes Flehen in den Herzen der Hunderte wiederklinge, die du da unten versammelt siehst.“

Der Knabe nickte und begann: „O höchster, allmächtiger Gott, des Lichtes Quelle. — Mach mir mein Herz von allem Dunkel helte. — Gib mir, ich bitte, durch deine große Güte und Liebe — Rechen Glauben, feste Hoffnung, heilige Liebestriebe. — Und wahre Kenntnis meiner selbst wolle mir gewähren — Auf daß ich dein heiliges Gebot halt in Ehren.“

Es blieb noch eine Weile ganz still in der Kirche, als Gesang und Orgel verstummt waren. Es schien, als scheue ein jeder sich, die Weihe der Andacht zu stören, die noch in den Herzen nachklang. Auch der Vater ließ die Hände auf den Tasten ruhen und Christoph hielt sie gefaltet. Endlich erhob der Mönch sich.

„Mein Sohn“, wandte er sich jetzt feierlich an seinen Schüler, „Gott hat dir eine große Gnade verliehen. Mit deiner Stimme laurist du die Herzen rühren und zu ihm erheben. Das hast du jetzt getan. Aber du hast es nur vermocht, weil du selber die Andacht empfandest, die dein Gesang in ihnen erweckte. Erhalte sie dir, bleibe gut und fromm und du wirst den Frieden im Herzen behalten und glücklich sein. Zum Andenken dieses Tages aber nimm hier den Rosenkranz. Bete ihn fleißig, er wird dir Segen bringen.“

Dankbar empfing der Knabe die geweihten Perlen aus der Hand seines Vönners, noch nie war ihm so feierlich, so andächtig zu Mute gewesen. Ehe er die Kirche verließ, kniete er in einer Ecke nieder und betete den Rosenkranz. Dann ging er sinneend nach Hause. Ihm war, als umschwebten ihn Engel, die ihm himmlische Melodien sangen, noch in der Nacht tönten sie durch seine Seele, so daß er keinen Schlummer fand. Am Morgen aber war sein Entschluß gefaßt, er wollte Musiker werden.

Viele Jahre waren vergangen, die Sehnsucht des Knaben hatte sich erfüllt, er war Musiker geworden und sein Ruhm flog von einem Lande zum anderen. Alles, was er unternahm, schlug zu seinem Glücke aus, er wurde an die Höfe der Könige berufen und mit Ehren überhäuft. So kam er auch nach Paris und wurde zur königlichen Tafel eingeladen. Nach der Mahlzeit überreichte die Königin ihm eine kostbare Dose, der König ließ sich in ein vertrauliches Gespräch mit ihm ein und fragte ihn im Laufe desselben auch, welcher seiner die en Erlöse ihm wohl auch am meisten bequält und welcher ihm den schönsten Lohn gebracht.

Der Künstler wurde sehr ernst und schwieg einige Augenblicke. „Streu“, entgegnete er dann, „die Würdigung Eurer Majestät hat mich tief gerührt und die Erinnerung daran wird mir zeitlebens teuer bleiben. Die Gnade meiner Monarchin, der edlen Kaiserin Maria Theresia, die Anerkennung, die sie meinem Streben zollt, ist mir werter, als aller Gewinn, den meine Kunst mir bringt. Den schönsten Erfolg aber und das teuerste Andenken habe ich, wie mir deucht, als Knabe errungen. Damals schien sich mir der Himmel zu öffnen und das Geschenk, das jene Stunde mir eintrug, ist mein Schubengel, mein Freund und meine Stütze geworden.“

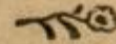
Der König und die Königin wünschten Näheres zu erfahren, und lehtere äußerte so'rt lebhaft den Wunsch, ein so wunderbares Geschenk einmal sehen zu können.

„Wenn Eure Majestät dies wünschen, kann es folgende geschehen, denn ich trage dasselbe stets bei mir“, entgegnete der Künstler bescheiden und er zog den einfachen Rosenkranz hervor, den ihm einst Vater Petrus geschenkt. Dann erzählte er von jener Stunde, in der Klosterkirche der Franziskaner: „Täglich“, schloß er jetzt, „habe ich seitdem den Rosen-

kranz gebetet und er hat mir in Wahrheit Segen gebracht. Wenn die Welt mich zu verlocken drohte, rief er mir die Erinnerung an die mahnenden Worte des Vaters zurück, an das Gebet des hl. Franziskus um Glauben, Hoffnung und Liebe. Wenn ich die Melodien, die durch meine Seele wogten, nicht mehr in Töne, in Noten zu fassen wußte, und meine Sinne sich zu verwirren drohten, dann zog ich meinen Rosenkranz hervor und betete. Mancher Stoßfänger zur Königin des Rosenkranzes hat sich oft darein gemischt. Aber allema' hat er mir Ruhe und Klarheit zurückgegeben und so mag ich ihn wohl meinen treuesten Freund und mein tägliches Brevier nennen.“

Auch das Herrscherpaar war jetzt ernst geworden und obwohl es gewiß nicht daran gedacht hatte, daß ein armer Mensch mit seinem Geschenk alles Gold, alle Brillanten und Ehren von Fürsten und gekrönten Häuptern überstrahlt habe, so hatte das schlichte, aus tiefstem Herzen kommende Geständnis des Künstlers ihre Hochachtung für ihn nur noch vermehrt.

Christoph von Gluck, der berühmte Musiker und Komponist, ist sein ganzes Leben lang seinem täglichen Brevier nicht untreu geworden. Der Tod überraschte ihn, da er dasselbe betete und er konnte nur noch vorerst ein paar Worte zu den eben Geerwärtigen stammeln, ehe die Seele entfloß. Sie lautet: „Maria hat noch stets geholfen, sie wird auch jetzt helfen.“



Worte des Glaubens

Es war eine Winternacht, draußen Alles dem Wind und der Schnee bleichte die Dächer.

Unter einem dieser Dächer, in einer engen Kammer, saßen mit ihrer Handarbeit eine Frau mit weißen Haaren und ein junges Mädchen.

Und von Zeit zu Zeit erwärmte die alte Frau an einem kleinen Kohlenfeuer ihre bleichen Hände. Eine tönernen Lampe erhellte diese armselige Wohnung, und ein Strahl der Lampe verblühte auf einem Bilde der Jungfrau, das an der Mauer hing.

Und das junge Mädchen, die Augen erhebend, betrachtete eine Weile stillschweigend die Frau in weißen Haaren; dann sagte sie ihr: „Meine Mutter, Ihr waret also nicht immer in dieser Entblößung? Und es war in ihrer Stimme eine unaussprechliche Süße und Zärtlichkeit.“

Und die Frau mit den weißen Haaren antwortete: „Meine Tochter, Gott ist der Herr und was er tut, ist wohlgetan. Nachdem sie diese Worte gesprochen, schweig sie eine kleine Weile, darauf fuhr sie fort: „Als ich deinen Vater verlor, so war es ein Schmerz, den ich ohne Trost glaubte; zwar bleibst du mir, doch damals fühlte ich nur eines.“

Seitdem habe ich gedacht, daß, wenn er lebte und uns in dieser Bedrängnis wäre, sein Herz brechen würde; und ich erkannte, daß Gott gut gegen mich gewesen. Das junge Mädchen antwortete nichts, aber sie neigte das Haupt, und einige Tränen, die sie zu vertreiben suchte, fielen auf die Leinwand, die sie zwischen ihren Händen hielt.

Die Mutter setzte hinzu: „Gott, der so gut gegen ihn gewesen, war auch gut gegen uns. Was hat uns gemangelt, während so vielen anderen alles mangelt?“

Es ist wahr, daß wir uns gewöhnen mußten, von Wenigem zu leben und dieses Wenige durch unsere Arbeit zu gewinnen; aber die es Wenige — reicht es nicht hin? Und sind nicht alle von Anbeginn an verdammt worden, von ihrer Arbeit zu leben?“

Gott in seiner Güte, hat uns das Brot jeden Tag gegeben, und wie viele haben es nicht! — ein Obdach, und wie viele wissen nicht, wo sie einkehren sollen! Er hat mich gegeben, meine Tochter; worüber sollte ich mich beklagen?“

Bei diesen letzten Worten sank das junge Mädchen tief beweint, zu den Füßen seiner Mutter, ergriff ihre Hände, küßte sie und neigte sich weinend über ihre Brust. Und die Mutter,

mit Anstrengung ihre Stimme erhebend, sprach Kleine Tochter, nicht das ist Glatz, viel zu besitzen, sondern viel zu hoffen und zu lieben. Unsere Hoffnung ist nicht bienieden, und unsere Liebe auch nicht, und wenn ja, nur vorübergehend. Nach Gott bist du mir alles in der Welt; aber diese Welt schwindet wie ein Traum, und darum erhebt sich meine Liebe mit dir zu einer anderen Welt.

Ich betete eines Tages mit größerer Inbrunst zur heiligen Jungfrau, und sie erschien mir in meinem Schlafe und reichte mir mit himmlischem Lächeln ein kleines Kind dar. Und

ich nahm das Kind, das sie mir darreichte, und als ich es in meinen Armen hielt, sah ich ihm die heilige Jungfrau einen Kranz von weißen Rosen auf das Haupt. Wenige Monate nachher wurdest du geboren und die süße Erscheinung stand immer vor meinen Augen.

Dieses sagend, fuhr die Frau mit den weißen Haaren zusammen und drückte das junge Mädchen an ihr Herz. Einige Zeit darauf sah eine heilige Seele zwei leuchtende Gestalten gegen den Himmel steigen, und eine Schar Engel begleitete sie, und die Lust erklang von ihren Freuden gesängen.

Ehre

Erzählung von Nebeatia

3) Eigentlich war es wunderbar, aber wirklich, Bernhard Römer war der einzige Mann, der Fanni Goldstein bisher gefallen hatte und mit großer Genugthuung hatte sie wahrgenommen, daß der alte Römer sie augenscheinlich sehr gern zur Schwiegertochter gehabt hätte.

Ziel weniger gewiß war sie dagegen über die Gefühle des Sohnes.

Noch im Frühjahr war er fast bei jedem Sport ihr Partner gewesen, sowohl im Tattersall, wie auf dem Rad oder beim Lawn Tennis-Spiel. Und wie frisch und munter, wie übermühtig war er dabei gewesen, wie hatte er gelacht oder Beifall geklatscht über ihre etwas sonderbaren Ansichten über Frauenemanzipation — und gar nichts hatte es ihr gemacht, daß er ihre Bestrebungen nicht ernst nahm — sie hatte sich eben gar zu gern ein wenig von ihm necken lassen.

Es hatte das der Unterhaltung noch mehr Reiz gegeben; auch sagt das Sprichwort wohl nicht umsonst: „Was sich liebt, das neckt sich.“

Leider war das nach seiner Sommerreise ganz anders geworden. Sie hatten den lebensfrohen jungen Mann in dem weltverorenen Kloster förmlich weltlich gemacht, ihm einen Bauertrank eingegeben, oder er hätte kein so ganz anderer Mensch werden können.

Kaum, daß er noch für irgend welchen Sport zu haben war, und so eifrig sie auch dem Muster-Jungen-Mann hatte nachforschen lassen, er schien wirklich nur eine Passion — seine Kunst — zu haben.

Als ob er's für Geld täte, so arbeitete er in seinem Atelier — und es mochte schon sein, daß er es bereits zum Künstler gebracht hatte. Energie und das Zeug hatte er ganz dazu.

Und obgleich Fräulein Goldstein sich höchlich über diese Marotte ärgerte und ebenso über die traurige Veränderung, die mit Bernhard Römer geschehen, er imponierte ihr nur um so mehr — und selbst, daß er fromm geworden war und so eifrig seiner Kirchendienst genügte, tat ihm in der Gunst der freisinnigen jungen Dame keinen Abbruch.

Bernhard Römer war anders wie alle anderen, aber gerade deshalb gefiel er Frau Goldstein, wie die launenhafte junge Dame selbst herausgefunden; und da sie auch ganz genau zu wissen glaubte, daß nur die zur Gattin von ihm gewählt würde, die er lieb hatte, so lag ihr um so mehr daran, von ihm bevorzugt zu werden.

Sehr hatte es Fräulein Fanni deshalb verdroffen, daß er sich so angelegentlich und interessant mit Fräulein von Dalitz unterhalten, und wäre es nicht schon immer ihr Vorsatz gewesen, den jungen Römer unter allen Umständen zu ihrem Tischnachbar zu machen, sie würde jetzt erst recht darauf gebrannt haben. So wußte sie denn auch die günstige Gelegenheit, ihn sich als solchen zu sichern unverfroren zu benutzen, indem sie, sich an Vater Römer wendend, zu dem sich der Sohn für einen Augenblick gefüllt hatte, kokett scherzend sagte:

„O, Herr Kommerzienrat, wie stolz wäre ich gewesen, wenn ich die Ehre hätte haben dürfen, von Ihnen zu Tisch geführt zu werden, aber leider kann ich junges Ding nicht solchen

Anspruch erheben, dagegen wohl verraten, daß ich nicht ungeneigt wäre, Ihren Sohn als Ersatz anzunehmen.“

Und mutwillig bligten ihre schwarzen Augen dabei Römer junior an.

Das verdöhrte Kind der Welt war ganz sicher, daß ihre Worte eine große Kunst in sich schlossen und Herr Bernhard Römer nicht verfehlen würde, gebührend dafür zu danken.

Die blasse, langweilige Karola von Dalitz, mit der er sich vorhin so eifrig unterhalten, mußte ihm doch in Grunde langweilig sein. Und wie dem auch sein mochte, in jedem Fall war Bernhard Römer ein angenehmer Tischnachbar, denn wenn Fräulein Fanni in ihrer sprühenden Lebhaftigkeit auch sonst die Kosten der Unterhaltung allein trug, so merkte sie das weder, noch war es ihr verdrücklich. Sie hörte sich gern reden und Bernhard Römer konnte auch als Zuhörer liebenswürdig und aufmerksam sein.

Genug, Fräulein Goldstein war in gehobener Stimmung und ganz sicher, daß, wenn ihr Herz ihren Tischnachbar wirklich zum Lebensgefährten erwählt haben sollte — präen wollte sie es daraufhin doch noch etwas genauer — er ganz sicher ihre kleine Hand zu solchem Bunde mit Freunden ergreifen würde.

Fräulein Goldstein war nicht nur stolz auf ihre Millionen, sie war es auch auf ihre äußere Erscheinung, auf ihre Klugheit, ihren Geist, genug, auf ihr ganzes liebenswürdiges Persönchen.

Bis jetzt mußte sie keinen, den sie sich nicht erobert haben sollte, wenn sie nur gewollt hätte. Und wie stand der so begünstigte junge Mann zu der schönen, selbstbewußten Siegerin?

Ja, offen gestanden, hätte er beinahe lieber Fräulein von Dalitz zu Tische geführt. Dieses an dem Mädchen hatte ihn sympathisch berührt. Sie war keine oberflächliche Natur; sie ging nicht auf in der bunten, schillernden Welt, sie suchte nach besseren, bleibenden Gütern, während seine schöne Nachbarin durch und durch Welt war — und keine Interessen außerhalb dieser hatte.

Früher freilich, noch vor wenigen Monaten, hatte sie ihn durch ihre Einfälle und emanzipierten Gesinnungen, durch ihre selbstbewußte, lebenswürdige Rolle iren zuweilen wirklich gefesselt. Es ließ sich famos mit der kleinen Goldstein schwätzen, sie saß prächtig zu Pferde, war sogar eine elegante, anmutige Radlerin, und gewissermaßen war Bernhard stolz darauf gewesen, daß sie ihn bevorzugt. Schon weil ihn seine Freunde um solchen Vorzug beneidet hatten, und vielleicht war ihm auch zuweilen der Gedanke aufgetaucht, in der schönen Fanni seine zukünftige Gattin zu sehen.

Allein seit jenem Sommerabenteuer, seit er bei den frommen Männern, seinen Kettern, in Pflege war, war er ein anderer geworden.

Er konnte Welt und Menschen nicht mehr mit denselben Augen wie früher sehen — er hatte einen anderen Maßstab gewonnen.

Bernhard Römer wollte seine Pflichten, wie immer sie hießen, forson treu erfüllen, wie es sich für einen Christen ziemte. Und dazu gehörte natürlich auch, daß er bei der wichtigen Wahl einer Lebensgefährtin nicht leicht und unbedacht zu Werke ging.

Nicht als ob Bernhard Römer nicht die Vorzüge anerkannt hätte, die ihm als Sohn eines reichen, angesehenen Hauses zuteil wurden, nicht Interesse genommen hätte an dem Fragen der Zeit und ihren Errungenschaften bezug auf Kunst und Wissen.

Im Gegenteil, er beschäftigte sich ernstlich mit ihnen; und wie er seine eigene Kunst eifriger betrieb, so brauchte er sich auch in das Geschäft seines Vaters, dessen Chef er ja doch wohl einst zu sein hatte, hinein zu leben, und nicht bloß auch hier wie sonst in allen anderen Dingen nur oberflächlich orientiert zu sein.

Nicht, als ob er dadurch von seiner Frische eingebüßt oder weniger Interessen gehabt hätte; im Gegenteil, ein Mensch, der Gott fürchtet und seine Gebote zu Grunde legt, kann durch dieses wirre, bunte Leben viel zuverlässlicher und freier gehen; der hängt nicht ab von Menschenmeinung und Menschenfurcht, der hängt den Mantel nicht nach dem Winde, der geht nicht bald nach rechts, bald nach links, der schreitet unentwegt gradeaus, und das macht seinen Fuß fest und sicher.

Lüchelt und unbedacht aber hätte er sich genannt, wenn er sich eine Frau genommen hätte, die Fanni Goldstein geglichen hätte!

Wenn diese das geahnt hätte!

So aber ging das reiche Wahl und der große Empfang bei Kommerzienrat Römer veranlaßt für sie und, wie es schien, für alle Welt, zu Ende. Man hatte gespeist und getrunken, gelacht und geschert und sich die Stirn mit Rosen der Freude bekränzt. Was wollte man mehr?

Die Saison war vorüber, und mit schwerem Herzen waren die von Dalitz mit ihrer Tochter auf ihr Majorat (Stammgut) zurückgekehrt. War doch leider für ihre Kinder keine vorteilhafte, d. h. reiche Heirat zu Stande gekommen, obgleich sie willens gewesen waren, auch bürgerliche Elemente in ihre alte, hochadelige Familie aufzunehmen.

Not bricht Eisen, sie bricht auch Stolz. Seit Politz hatte verkauft werden müssen und das schwer belastete Majorat keine Schulden mehr tragen konnte, sah sich die Familie aufs äußerste beschränkt, und wie ein drohendes Gewölke stand die Möglichkeit vor ihnen, daß ihr leichtsinniger Sohn Schulden halber den Dienst würde quittieren müssen.

Es war wahr, auch Herr von Dalitz, senior war zu seiner Zeit ein stolzer Offizier gewesen, der gemeint, das Schuldenmachen gehöre dazu, und hätte er nicht das reiche Fräulein von Goldammer geheiratet, das ihm das schöne Politz als Heiratsgut mitgebracht, es hätte wohl damals schon mit ihm ein Ende mit Schreden genommen.

So aber sagte der schöne neue Besitz seinen Schuldner gut für alles, und wäre sein Sohn nicht getreulich in die Fußstapfen des Vaters eingetreten, ja, hätte er das Schuldenmachen nicht sogar noch besser verstanden als dieser, sie hätten sich schon wieder emporgearbeitet; — so aber ward nicht nur zum Verkauf von Politz gekommen, sie sahen trotzdem noch überall fest — und leider, leider standen auch die Aktien auf eine gute Partie ihrer Kinder herzlich schlecht.

Unter dem Abel gab es nur noch wenige reiche Bräute, und die von der Finanzwelt waren so unwirksam, daß ein alter Name viel von seinem Glanz eingebüßt und lange nicht mehr so viel dafür bezahlt wurde, als ehedem.

So hatte sich der arme Felix im Laufe des Winters mehrere Körbe geholt, so schneidig und hübsch er auch war.

Kein Schwiegervater hatte sich gefunden, der Lust verspürte, seine Schulden zu bezahlen, und auch Karolas Aussichten waren sehr geringe gewesen.

Die einzige Hoffnung für sie war die auf Bernhard Römer. Freilich hätten die Dalitz er wenn ihnen nicht das Messer an der Kehle gefesselt hätte, nicht an den Sohn eines Emporkömmlings spekuliert, aber in der jetzigen Notzeit durfte man nicht zu wählerisch sein.

(Fortsetzung folgt.)